

Nr. 60. Bromberg, den 24. April 1925.

Frau Mirjam und ihre Töchter.

Ein Roman aus geweihten Landen von **Erich Friesen.**

I.

Jerusalem . . . .

Geweihtes Blatt des Riesenweltbuchs, dessen Autoren die Jahrtausende sind! — —

Abenddämmerung senkt sich herab auf die gewaltigen Einöden des Gebirges Juda, auf das olivengekrönte Plateau des Ölbergs, auf die weithingedehnte, scharfgezackte Stadtmauer . . . senkt sich herab auf die leuchtenden Kuppeln und Minaretts, auf das bunte Gewirr von steinernen Häusern, Kirchen, Moscheen und Synagogen . . . auf die aus fernen, fernen Zeiten herüberragenden Trümmer und Ruinen, die einst die Herrlichkeit Salomons gesehen . . . .

Vom Pilatus-Palast, die Via dolorosa entlang, zieht ein Pilgerchor unter einförmigem Gesang der Grabeskirche zu: voran ein mächtiges Kreuz aus Eichenholz, getragen von düsterblickenden Mönchen in schwarzen Kutten.

Daneben, träge herumstehend, herumhockend oder vorbeihuschend, weißbeturbante Mohammedaner, Touristen in Kniehosen und Lodenjoppe, vergrämte Juden mit langen Hängelocken, jetzt, bei sinkender Sonne auf dem Weg nach der Klagemauer, wimmernde Bettler, die aus irgendeiner Mauernische verstümmelte Gliedmaßen hervorstrecken . . . .

Ein echt orientalisches Bild voll tiefen Ernstes und herzfassender Traurigkeit. —

Mühsam drängt sich ein junges, hochgewachsenes Mädchen in europäischer Tracht durch die sich stauende Menge.

Ihre Wangen sind rund und frisch. Die großen schwarzen Augen sprühen vor Jugendlust und Übermut.

Rasch eilt sie die schmale, holperige Via dolorosa dahin, auf ein einstöckiges Häuschen zu, springt mit ein paar Sätzen die niedrige Steintreppe empor und reißt, ein lustiges Liedchen trällernd, die Tür auf.

Doch beim Anblick der beiden dunklen Frauengestalten, welche, die Köpfe tief über den Tisch gebeugt, mit dem Aufkleben gepreßter Blumen auf kleine Kartonpapiere beschäftigt sind — gepreßte Blumen aus dem heiligen Lande, mit denen ein schwungvoller Handel betrieben wird — da erstirbt der frohe Singsang auf ihren Lippen.

Ein Seufzer hebt die junge Brust.

„Noch immer bei der Arbeit?“ ruft sie ersichtlich verstimmt. „Und dabei diese Dunkelheit! . . . Ich begreife nicht, wie du dieses Leben ertragen kannst, Mutter!“

Die kleinere der beiden Frauen — eine zierliche, behende Gestalt von eigenartiger, fremdländischer Schönheit — hebt den Kopf. Übergroße, tiefschwarze Augen blicken mit stummem Vorwurf auf die Tochter.

„O Mütterchen, verzeih mir! Verzeihe!“ ruft das Mädchen, stürmisch die Arme um den Hals der bleichen Frau schlingend. „Aber sieh, ich kann es nicht mehr mit ansehen, wie du dich abplagst und jeden Tag schmäler wirst. Mein ganzes Innere bäumt sich auf gegen dieses Elend!“

Und ein zorniger Blick umfaßt die dürftige Einrichtung des niedrigen Raumes, während die kleinen Füße den Boden stampfen.

Frau Mirjam Althoff, deren tiefbrünettes Äußere einen auffallenden Gegensatz bildet zu dem urgermanischen Typus ihrer beiden blonden Töchter, krampft die Hände ineinander. In ihren beweglichen Zügen zuckt es vor mühsam unterdrückter Erregung.

„Du weißt, es geht nicht anders, Gerhilde“, erwidert sie, sich zur Ruhe zwingend. „Wir sind nun einmal arm — bettelarm.“

„Ja, Mutter, ich weiß es“, preßt Gerhilde zwischen den Zähnen hervor. „Aber ich kann mich nicht immer beherrschen wie du und Irmgard. Ich muß meiner Empörung manchmal Luft machen. Warum läßt uns der Vater darben? Weshalb schickt er uns nichts, da es ihm doch gut geht, wie du sagst —“

Frau Mirjam Althoffs ernstes Gesicht wird noch um einen Schatten bleicher. Rasch beugt sie sich über die Arbeit, um die aufsteigenden Tränen zu verbergen.

Mit zusammengezogenen Brauen, die sanft geschwungenen Lippen aufeinandergepreßt, hat Frau Mirjams ältere Tochter Irmgard bis dahin dagesessen. Jetzt steht sie rasch auf und tritt, die Hand warnend erhoben, auf die Schwester zu.

„Quäle die Mutter nicht, Hilde!“

„Ich will die Mutter nicht quälen, Irmgard — gewiß nicht. Aber — denkst du, ich bemerke es nicht, wie ihr liebes Gesicht nach jedem der spärlichen Briefe vom Vater ernster wird? Wie sie oft nach Empfang eines solchen Briefes mit den Tränen kämpft? . . . Ja, Mutter, liebste Mutter —“ wendet sie sich erregt zu der bleichen, stillen Frau — „besonders nach dem gestrigen Brief, da zitterten deine Hände, als du ihn hastig zusammenfaltetest und in die Tasche schobst! Wenn der Vater nichts Gutes zu schreiben weiß, soll er es lieber ganz bleiben lassen! Er kümmert sich ja sowieso nicht um uns!“

„Gerhilde! Ich verbiete dir, in diesem Ton von deinem Vater zu sprechen!“

Frau Miria ist aufgesprungen. Hochaufgerichtet stehen Mutter und Tochter sich gegenüber — die kleine, zierliche, tiefbrünette Frau und das hohe, schlanke blonde Mädchen.

Die Blicke der beiden dunklen Augenpaare flammen ineinander.

Einige Sekunden halten die trotzigen Augen des Mädchens dem vorwurfsvollen Blick der Mutter stand. Dann senken sich die langbewimperten Lider.

„Warum sprichst du nie zu uns von dem Vater?“ murmelte Gerhilde etwas beschämt. „Wir haben keine Veranlassung, ihn zu lieben!“

„Er ist dein Vater, Gerhilde!“

„Ein Vater, der nichts von seinen Kindern wissen will!“

„Woher weißt du das?“

Frau Mirjams Stimme zittert in verhaltener Erregung.

„Ich sehe es doch!“

Wieder öffnen sich Frau Mirjams Lippen zu einer Entgegnung. Doch sie bezwingt sich.

Mit einer hastigen Bewegung fährt sie sich über die Augen und wischt eine Träne fort.

„Mutter, Mutter! Du weinst!" schluchzt Gerhilde. „Und ich bin schuld an diesen Tränen! Ich hab' dich doch so lieb! Mein Leben möcht' ich für dein Glück hergeben! O, Mutter! Mein liebes, gutes Mütterchen!"

Laut aufweinend sinkt sie vor Frau Mirjam nieder, ihre Hand an ihre Lippen pressend.

Und die Mutter nimmt den blonden Kopf ihres Kindes zwischen ihre beiden Hände und streichelt zärtlich das goldig glänzende Gelock.

„Ich weiß, du meinst es nicht böse, mein Kind. Aber eines mußt du mir versprechen, hörst du?"

Durch Tränen lächelnd, blickt Gerhilde zu der Mutter auf.

„Alles, Mutter, alles verspreche ich dir!"

„Du darfst nie wieder —"

„Was, Mutter?"

„Du darfst nie wieder ein böses Wort gegen — gegen deinen Vater sagen."

Gerhilde schweigt bedrückt.

„Hörst du? Nie wieder!" wiederholt Frau Mirjam eindringlich. „Versprich es mir!"

„Aber —"

„Kein Aber! Du versprichst es mir, nicht wahr, mein Kind?"

Gerhilde nickt stumm. Doch kostet sie diese wortlose Zustimmung große Überwindung. Ihre impulsive, kraftstrotzende Natur empört sich gegen jede Art von Unterwürfigkeit — und sei es auch die Unterwürfigkeit unter den Willen der geliebten Mutter.

In ihrem warm empfindenden Herzen hat sich eine Masse Groll angesammelt gegen den Vater, dessen sie sich kaum aus ihrer ersten Kindheit her erinnert . . . .

Warum hat er die Mutter vor vielen Jahren allein gelassen mit der Sorge um ihre beiden kleinen Töchter? . . . Warum hat er sie noch niemals während der langen Zeit besucht? . . . Warum schreibt er so selten und schickt niemals Geld, da es ihm drüben in Europa — wie die Mutter sagt — doch gut gehen soll? . . . Warum zeigt die Mutter ihren Töchtern niemals diese Briefe? Und warum dürfen sie niemals an den Vater schreiben? . . . Haben die Kinder nicht auch ein Recht an den Vater? . . .

Wie leidenschaftlich hatte Gerhilde früher danach verlangt, die Schriftzüge des Vaters zu sehen! Wie hatte sie gebeten, geschmollt, geweint! Wie hatte sie sich in ihrem kindlichen Herzen einen Thron zurechtgebaut, auf dem der Vater als Heros glänzte, der eines Tages zurückkehren werde als reicher Mann, um seine Familie in ein Märchenschloß heimzuführen! Wie hatte sie die Mutter mit Fragen bestürmt, wo der Vater sei, und was er treibe! . . .

Früher! Jetzt nicht mehr. Gleichgültigkeit ist an Stelle des Verlangens getreten. Ja, sogar bittrer Groll gegen den harten Vater, der seine Familie darben läßt, und an dem die Mutter trotzdem — Gerhilde fühlt es im tiefsten Innern — noch immer mit grenzenloser Liebe hängt.

Als ahne Frau Mirjam die Gedanken ihrer jüngsten Tochter, ruft sie plötzlich ablenkend, indem sie auf die Kommode deutet:

„Sieh mal dorthin, Gerhilde!"

„Ah, Blumen!" ruft das Mädchen erfreut. „Von wem?"

„Rate mal!" lächelte Irmgard mit einem schelmischen Blick auf die Schwester.

„Von — von — —" Gerhilde stockt.

„Von Dr. Hartung, natürlich," hilft Frau Mirjam nach. „Von unserem einzigen Freund!"

Wie weggewischt von Gerhildes Stirn jede Wolke des Mißmuts. Hellster Sonnenschein strahlt aus den lachenden Augen, spielt um die blühenden Lippen, zaubert entzückendes Grübchenlächeln in das reizende Gesicht.

Tief beugt sie sich über den frühlingsfrischen Gruß, in vollen Zügen den süßen Duft einatmend.

„Die schönen, schönen Rosen!" jubelt sie. „Für wen von uns, Mutter? Für wen?"

„Ja, für wen von uns?" Irmgard zuckt mit den Achseln. „Das sagte der Bursche nicht. Er sollte die Blumen nur abgeben."

Gerhilde ist auch so zufrieden. Ihr eigenes Herz gibt ihr die Antwort. Es klopft so heftig, daß sie meint, Mutter und Schwester müßten das verräterische Pochen bemerken.

Doch Frau Mirjam und Irmgard haben sich schon wieder an ihre Arbeit begeben. Auch ihre Gesichter erscheinen jetzt heiterer als vordem.

Ein frohes Lächeln auf den Lippen, zündet Gerhilde die kleine Petroleumlampe an, stellt sie auf den Tisch und geht zurück zum Fenster, hinausschauend auf die jetzt fast menschenleere Via dolorosa.

Längst vorbei der Pilgerzug, der jetzt wohl schon im Gedämmer der Grabeskirche verschwunden ist . . . Vorbei auch die bleichen Judengestalten, die unten an der Klagemauer über die Zerstörung Jerusalems weinen . . . Vorbei der ganze bunte Wirrwarr verschiedenster Nationalitäten und Glaubensbekenntnisse . . .

Anheimelnde Ruhe senkt sich auf die Via dolorosa herab. Plötzlich draußen — Schritte.

Gerhilde lauscht auf.

— „Er kommt, Mutter! Er kommt!"

Gleich darauf kräftiges Klopfen.

Ein hoher, schlanker Mann tritt ein, aufs herzlichste bewillkommnet von allen drei Frauen.

„Wie lange haben Sie sich nicht sehen lassen, lieber Doktor! Ganze drei Tage!" ruft Frau Mirjam, ihm die Hand schüttelnd. „Sie glauben gar nicht, wie wir Sie vermißten!"

„Wirklich?" meint Heinz vergnügt.

Dabei suchen seine treuherzigen blauen Augen Gerhildes errötendes Gesichtchen.

„Und vielen Dank für die schönen Blumen!" fügt Irmgard mit ihrer tiefen, wohltönenden Stimme hinzu.

Gerhilde sagt nichts. Nur ihre glänzenden Augen reden.

„Und nun eine Tasse Tee, liebste Frau Althoff! Rasch, rasch!" lacht Heinz. „Ich verdurste. Und dann — eine Neuigkeit!"

„Eine Neuigkeit?"

Wie aus einem Munde fragen es alle drei Frauen. Eine Neuigkeit ist in ihrem einförmigen Leben etwas überaus Seltenes.

Als bald darauf der Teetisch gedeckt ist und Gerhildes schlanke Hände das aromatische Getränk servieren, packt Dr. Hartung seine Neuigkeit aus.

Er, der arme Schlucker, der nur mit Mühe seine medizinischen Studien beenden konnte, habe vor einiger Zeit, als er seine Heimatstadt Hamburg aufsuchte, in den nachgelassenen Papieren seines Vaters ein Päckchen südafrikanischer Goldminenaktien gefunden, die sein verstorbener Vater, wohl in der Voraussetzung, sie seien wertlos, gar nicht beachtet hatte. Diese Aktien habe er zu verkaufen versucht und dafür einige Tausend Mark erhalten. Mit diesem kleinen Kapital wolle er in Gemeinschaft mit einem Studienfreund, der ein besonders geschickter Operateur ist, hier in Jerusalem ein Krankenhaus nach europäischem Muster einrichten. Es sei schon schriftlich alles zwischen ihnen abgemacht. Es handele sich nur noch darum, ob Dr. Ebers imstande wäre, auch etwas Geld aufzutreiben, da jene paar Tausend Mark nicht ausreichen. — —

In lebhaften Worten, mit der ihm eigenen jugendlichen Begeisterung, schildert Heinz das herrliche Arbeitsfeld, das seiner harrt.

Mit Interesse hören die Frauen zu. Ihnen ist, als sei ihnen selbst ein großes Glück widerfahren, da sie den Freund so glücklich sehen.

Besonders Gerhildes Wangen glühen vor Begeisterung. Ihre strahlenden Augen hängen an seinen Lippen, als er von seinen Plänen spricht und von seinen Hoffnungen für die Zukunft, als er seinen Freund als eine Seele von einem Mann schildert, als einen wahren Menschenfreund und Humanisten.

Wie im Fluge jagen die Stunden dahin.

Endlich entschließt sich Dr. Hartung zum Aufbruch.

Länger als sonst hält er beim Abschied Gerhildes schmale Rechte zwischen seinen kräftigen Händen, während der Blick seiner braunen Augen sich tief in die ihren versenkt.

„Gerhilde!" flüstert er leise.

Sie zuckt zusammen. Noch nie vorher hat er sie bei ihrem Vornamen genannt. Schüchtern blickt sie zu ihm auf — ein entzückendes Bild jungfräulicher Verwirrung.

Als sie den späten Besuch gleich darauf die Treppe hinabbegleitet, um ihm die Haustür aufzuschließen, flackert das Licht in ihrer Hand hin und her, so erregt ist sie.

Der Mutter und der Schwester droben erscheint es, als nehme das Aufschließen der Haustür heute mehr Zeit in Anspruch als sonst. Schon will Frau Mirjam selbst nachsehen — da stürmt das Mädchen auch schon ins Zimmer, atemlos, das ganze Gesicht wie mit Blut übergossen.

„Sieh, Mütterchen! Sieh!"

Und Gerhilde hält ihre linke Hand hoch, an deren viertem Finger ein Ring mit einem kleinen Brillanten erglänzt.

„Wa — — was soll das heißen?" stammelt Frau Mirjam, den Ring wie entgeistert anstarrend.

„Heinz hat ihn mir eben an den Finger gesteckt. Ich bin Braut! Ich bin Braut!" jubelt Gerhilde, den Ring an die Lippen drückend. „Ja, freust du dich denn gar nicht mit mir, Mutter? Ach, und ich bin so glücklich! So unsagbar glücklich!"

Und unter Lachen und Weinen schlingt sie die Arme um den Nacken der sie noch immer fassungslos anstarrenden Mutter.

Doch keine Erwiderung der zärtlichen Umarmung. Kein mitfühlendes Wort. Kein inniger Mutterkuß.

Wie stützesuchend greift Frau Mirjam um sich.

Dann sinkt sie leise aufstöhnend auf einen Stuhl, während es um ihre feinen Lippen zuckt vor verhaltenem Weh.

„O mein armes, armes Kind! Warum habe ich nie an eine solche Möglichkeit gedacht! Ich hätte es dir ersparen sollen!"

Schon ist Gerhilde wieder an der Mutter Seite.

„Was ersparen, Mütterchen? Ich verstehe dich nicht!"

Frau Mirjam antwortete nicht gleich. Voll tiefer Zärtlichkeit blickt sie in die groß zu ihr aufgeschlagenen unschuldigen Augen ihres Kindes.

„Du kannst nie Heinz Hartungs Weib werden, Gerhilde. Hörst du? Nie!" zittert es wie ein Hauch über ihre Lippen.

Und das Gesicht mit den Händen bedeckend, wankt Frau Mirjam in ihr Schlafkabinett, ihre beiden Töchter in sprachlosem Erstaunen zurücklassend.

II.

Den ganzen Abend über läßt Frau Mirjam sich nicht mehr vor ihren Töchtern blicken, obgleich Irmgard in der ihr eigenen sanften Art wiederholt bei der Mutter Einlaß begehrt.

Sie habe Kopfweh — erklärt sie. Nichts weiter. Aber ihre Stimme klingt so verändert, es zittert ein solch tiefer Schmerz in derselben nach, daß bei Irmgard und Gerhilde der aufsteigende leise Unmut sofort verfliegt.

Stiller als sonst setzen die Schwestern sich hinter die schlecht brennende Petroleumlampe an die Arbeit.

Aber es will heute abend nicht recht gehen mit dem harmonischen Arrangement der einzelnen Blumen und Blättchen. Jedes der beiden so verschieden gearteten Mädchen hängt seinen Gedanken nach.

Und diese Gedanken fliegen zurück in die Vergangenheit — —

Ihre Kindheit hatten sie in Jaffa verlebt, der aufblühenden Hafenstadt jenseits des Gebirges Juda.

Ein großes Haus mit marmorgetäfeltem Hof, an dessen hohen weißen Mauern blutrote Granaten aus dunklem Laub erschimmern, verwebt sich mit ihren ersten Erinnerungen. Das Rauschen der Springbrunnen, die in der Mitte der mosaikverzierten, prunkvollen Räume ihre hundertfältigen Wasserstrahlen in marmorne Bassins ergießen, läßt die Fußtritte der hin und her huschenden Dienerschaft ungehört verhallen. Und überall kostbare Teppiche, seidene Diwans, schwellende Kissen, funkelnde Wasserpfeifen, kunstvolle Stickereien, feinziselierte Gold- und Silberschalen, rotverhängte Ampeln, die gleich Riesenleuchtkugeln an dicken silbernen Ketten von der kuppelartigen Decke herabhängen . . .

Und inmitten dieses raffinierten orientalischen Luxus echtes Familienglück.

Wie ein Traumbild aus ferner, ferner Zeit leuchtet den beiden Mädchen jetzt die wundersame Gestalt der schönen Mutter herüber, wie sie, die geschmeidigen Glieder umflossen von leuchtenden Atlasfalten, das glänzende schwarze Lockengeringel über der Stirn von einer breiten Goldspange zusammengehalten, in hochhackigen Pantöffelchen über den Mosaikboden trippelt.

Des Vaters entsinnen die Mädchen sich nur noch ganz dunkel.

Eine blonde Hünengestalt schwebt in ihrer Erinnerung ohne greifbare Form. Und ein mächtiger Kopf mit langwallendem Haar und Vollbart und gütig-ernst blickenden, grau-blauen Augen.

Und diese ernsten Augen erstrahlten in fast überirdischem Glanz, wenn sie sich auf sein schönes Weib richteten. Oder auf seine beiden kleinen Töchter, die äußerlich dem Vater ähnlich zu werden versprachen.

Glück, Sonnenschein, Frohsinn im ganzen Hause.

Da — mit einem Schlage alles wie weggefegt.

Der Vater mußte plötzlich verreisen. Die Mutter blieb allein zurück. Schon eine Zeitlang fühlten die beiden kleinen Mädchen, trotz ihrer kindlichen Unbefangenheit, daß ein Gewitter in der Luft hing. Die Wangen der Mutter wurden bleicher und bleicher, ihre großen Augen trüber und trüber.

Bis eines Tages den Kindern mitgeteilt wurde, eine Tante droben aus des Vaters Heimat, aus dem fernen Deutschland, werde morgen kommen, um sie beide für einige Zeit mit sich nach Deutschland zu nehmen.

Die Kleinen wagten keinen Widerspruch, obgleich die kindlichen Herzen sich zusammenkrampften vor Weh, die geliebte Mutter verlassen zu sollen. Stumm folgten sie der streng blickenden fremden Tante auf das Schiff, das sie dem gefürchteten nördlichen Lande entgegentragen sollte.

Mehrere Jahre blieben Irmgard und Gerhilde Althoff bei Tante Hermine oben am kalten Nordseestrand — für ihre kindlich frohen Herzen, die sich mit allen Fasern zurücksehnten nach der sonnigen Heimat, eine trostlose Zeit. Hie und da traf einmal ein Brief ein von der Mutter aus Jaffa. Doch stets nur wenige Zeilen, aus denen leidenschaftliche Zärtlichkeit für ihre Kinder, aber auch tiefe Traurigkeit und Entmutigung sprachen.

Von dem Vater nie ein Wort.

Dann blieben die Briefe eine Zeitlang aus.

Bis plötzlich die Tante erklärte, die Mutter wünsche ihre Kinder wieder bei sich zu haben.

Wie jubelten die kleinen Herzen auf bei dieser Nachricht! Die impulsive Gerhilde vergaß sogar ihre Scheu vor der steifen Tante und stürzte jauchzend auf sie zu, ihr die roten Lippen zum Kuß darbietend.

Doch die Tante schob das Kind unwillig vor sich, wobei ihre Augen kalt und streng blickten, wie stets.

Am folgenden Tage schon ging es fort, dem Süden zu.

Noch jetzt entsinnen sich die Schwestern genau, mit welcher Ungeduld sie dem Wiedersehen mit der Mutter entgegenfieberten. Wie namenlos sie sich freuten auf ihr glänzendes Heim drunten in Jaffa. Wie ihre Herzen stürmischer pochten, je näher sie dem Ziel ihrer Sehnsucht kamen.

Mit glühenden Wangen standen sie, dicht aneinander geschmiegt, an der Reling und blickten in nach der in der Ferne im Sonnenbrand rötlich schimmernden Sandküste Palästinas . . . .

Jetzt tauchten die verschwommenen, übereinander geschichteten Häusermassen Jaffas auf, blaute ein langgestreckter Höhenzug des Gebirges Juda hervor, trat das ganze Festland aus klar rosiger Morgenluft in greifbarer Deutlichkeit heran.

Daheim! Daheim!!

Das Meer war glatt wie ein Spiegel. Kein Wellengekräusel erschwerte heute die Durchfahrt der Boote durch die so gefürchteten Klippen von Jaffa.

Als Irmgard und Gerhilde in Begleitung der Tante ans Land stiegen, blickten sich die erwartungsvollen Kinderaugen vergebens nach der Mutter um.

Wo war sie? Wo die Dienerschaft? . . .

Auf eine ängstliche Frage Gerhildes schüttelte Tante Hermine stumm den Kopf. Barsch nahm sie die beiden Mädchen bei der Hand und eilte mit ihnen vorwärts — immer weiter . . . immer weiter . . . .

Jetzt wagte Irmgard eine Bemerkung. Die Tante irrte sich wohl im Weg. Das Elternhaus läge entgegengesetzt.

Diesmal antwortete die schweigsame Tante sogar.

Sie gingen nicht nach dem früheren Elternhaus. Das wäre verkauft. Sie führen weiter nach Jerusalem.

Nach — Jerusalem? . . . Und das Elternhaus — verkauft? . . .

Den Kindern war es plötzlich, als griffe eine kalte Faust nach ihren Herzen. Schweigend, mit angstvoll aufgerissenen Augen folgten sie den Weisungen der Tante.

(Fortsetzung folgt.)

Lindenwirtin, du junge!

Von Karl Röhrig-Potsdam.

„Keinen Tropfen im Becher mehr! Zu Godesberg am Rheine! Ännchen ist's, die Feine."

In allen deutschen Landen, ja weit draußen über dem Meer, singt man das Lied von der Lindenwirtin, kennt man die Lindenwirtin, Ännchen Schumacher in Godesberg.

Aber immer wieder hört man die Frage aufwerfen: ist sie auch wirklich die echte Lindenwirtin? Und immer wieder wird über sie ein unglaubliches Zeug geschrieben, das niemand unangenehmer ist, als ihr selbst, die in ihrer vornehmen Art am liebsten am Fuße der Godesburg ein stilles Leben führen möchte, das, je länger je mehr, nur einem Zweck gewidmet ist, der Pflege des Studentengesanges und des deutschen Volksgesanges überhaupt.

Diesen Zweck hat sie schon früh verfolgt und um seinetwillen ihr „Kleines Kommersbuch" geschaffen. Es ist in ihrem eigenen Verlage erschienen und von dort aus in die ganze Welt gegangen. Allerdings ist es kein kleines Buch geblieben, sondern mittlerweile recht groß geworden. Es ist ihm gegangen, wie der Lindenwirtin selbst. Jahr trat zu Jahr, Lied zu Lied. Wie unendlich viele Lieder sind im Angesicht der Lindenwirtin entstanden. Ja, sie selbst, die eine vorzügliche Klavierspielerin ist und ihre Studenten selbst begleitet hat, hat einige Lieder vertont und ihren Bruder Josef Schumacher zu Vertonungen angeregt, die ihn zu einem Komponisten gemacht haben, der den rechten Ton des Studentensanges und des Volksliedes getroffen hat wie wenige, so daß er in Zukunft auf diesem Gebiete tonangebend sein wird.

Es ist nach der Meinung der Lindenwirtin selbst die Krönung ihres Lebenswerkes, wenn sie jetzt trotz der Not

der Zeit und der Ebbe in den Kassen eine glänzende illustrierte Ausgabe ihres Kommersbuches herausgebracht hat. die in schönster Ausstattung, auch buchtechnisch ein Meisterwerk, auf 412 Seiten die schönsten und wertvollsten Studentenlieder vereinigt. Die Abbildungen aber, meist ganzseitige, zeigen die Dichter und Komponisten des Buches und eine Fülle von Zeichnungen und Photographien aus den letzten sechzig Semestern, wie sie die Wände der Lindenwirtinklause schmücken. Zu der großen Klavierausgabe in Folio tritt ein ebenfalls illustriertes Textbuch mit den Liedertexten und Melodien, alphabetisch geordnet.

Diese Bücher dürfen fortan in keinem akademischen, ja in keinem liederfrohen deutschen Hause fehlen! Sie bedeuten eine Bereicherung des Lebens, zumal in dieser tieftraurigen Zeit und Welt.

Welch ein Gegensatz zwischen dieser glänzenden Ausgabe mit ihrer Fülle von Liedern und dem ursprünglichen, wirklich K l e i n e n Kommersbuch von 1903! Aber nun erhebt sich immer wieder die Frage nach der Identität der Godesberger Lindenwirtin Ännchen Schumacher und dem Urbild in dem Baumbachschen Lied.

Die Godesberger Lindenwirtin selbst besitzt ein dickes Album von Presseartikeln über ihre Persönlichkeit, in denen viel Schönes und Richtiges gesagt ist, aber auch viele Übertreibungen und Unwahrheiten ihr angedichtet sind, die sie stillschweigend ertragen hat. Sie betont mit Recht, daß es sich in Baumbachs Lied um Poesie, und nicht um Wirklichkeit handelt, sie würde sich auch sonst „für ein derartiges Anhängsel" schön bedanken. Man sollte durch eine Vermischung von Wahrheit und Dichtung die Volkspoesie nicht zerstören.

Tatsache ist, daß Rudolf Baumbach sein Lied im Jahre 1878 gedichtet hat, und Franz Abt hat ihm 1884 kurz vor seinem Tode die Melodie geschenkt, die alle anderen Vertonungen übertrifft und in Schatten stellt. Sie ist die mit dem Text vermählte Melodie.

Die Lindenwirtin schreibt: Ob unsere oder andere Linden den Dichter zu dem Liede angeregt haben, ist mir nicht bewußt. Der Dichter verdankt mir aber die Verbreitung des schönen Liedes und hat sich dadurch dankbar gezeigt, daß er mir sein Bild verehrt und eins von mir erbeten hat."

Der Freund von Rudolf Baumbach, der Vorsitzende der Baumbach-Gemeinde in Meiningen, die das Andenken an den Dichter wachhalten und für die Verbreitung seiner Dichtungen werben und wirken will, Karl Sprenger in Meiningen, bestätigt diese Bemerkung. Das im Jahre 1878 gedichtete Lied kann nicht von der Godesberger Lindenwirtin inspiriert worden sein, aber Rudolf Baumbach hat den auf sie und für sie gedichteten weltbekannten Zusatzvers sanktioniert und so sein Lied auf Ännchen in Godesberg übertragen. Dieser Vers ist folgendermaßen entstanden.

Im Jahre 1886, also zwei Jahre nach der Vertonung des Liedes durch Franz Abt, begab sich ein Bonner Freundeskreis, der im Gasthaus Lommertz in Bonn, Jagdweg 1, seinen Mittagstisch hatte, eines Sonntags nach Tisch nach Godesberg, wo gerade kneipende Studenten, von der Lindenwirtin begleitet, ihr Lied sangen. Die Bonner Herren sangen am Schluß den Godesberger Ännchenvers: „Wißt ihr, wo das Wirtshaus stand, — wißt ihr, wer die Wirtin war", der dann sofort begeistert wiederholt wurde.

Der Dichter der Strophe war ein Dr. Johow, der später die deutsche Universität in Santiago in Chile gründete. Die ihn begleitenden Freunde waren Dr. Tacke, jetzt Direktor der Moorversuchsstation in Bremen, Dr. Vollmann, jetzt Professor in Coblenz, Dr. Immendorf, jetzt Professor in Jena, Dr. Beutel, auch in Santiago Professor, und Dr. Dafert, jetzt österreichischer Minister in Wien. Die Herren sind, im Bilde verewigt, noch heute im Ännchenhaus zu sehen. Ännchen aber mußte seitdem den neuen Vers eigenhändig auf jede Postkarte schreiben, was bei ihrem großen Betrieb keine Kleinigkeit war. Um sich dieser heillosen Arbeit zu entledigen, ließ sie ihn dann auf die Ansichtskarten drucken. Aber immer wieder mußte sie ihren Vornamen auf die Grußkarten setzen, bei der Fülle der Besucher auch keine geringe Leistung. Dadurch aber ist das Lied Baumbachs in der ganzen Welt bekannt geworden und zugleich hat es Ännchen so berühmt gemacht, daß die Briefträger der Welt den Namen kennen. Ist es doch nicht ein Märchen, sondern Tatsache und durch Dokument in Godesberg bewiesen, daß einmal die Besatzung eines Schiffes im Ausland einen Gruß an Ännchen sandte und auf die Karte nichts anderes schrieb als „n in Deutschland", ein kleines n-chen in Deutschland, worauf der findige Briefträger sofort sagte: Das kann niemand anderes sein als „Ännchen in Godesberg", und die Karte gelangte an ihre Adresse. Und ein anderes Mal stand auf der Adresse ein Männchen gezeichnet, vor dem ein M abgestrichen war. Auch dieses Rebus kam ans Ziel.

Jetzt aber denkt jeder an sie, wo auch das Lied erklingt: „Keinen Tropfen im Becher mehr, Lindenwirtin, du junge."

Sie ist trotz ihres Alters auch noch so geblieben, jugendlich frisch, „schwarz das Auge, schwarz das Haar".

Ihre ständige Verbindung mit der studierenden Jugend hat sie jung erhalten. Ihre Gaststätte aber, die berühmteste in Deutschland, ging kürzlich durch Kauf in anderen Besitz über. Wie vielen ist's „Ännchen" eine Führerin und Raterin, eine mütterliche Freundin gewesen!

Sie trägt mit Recht Studentenbänder, eine Zweibänderfrau. auch, wie Scheffel singt, „zeitlebens im Herzen ein Student".

Wir aber rufen ihr zu, was 1903 einer gesungen hat:

„Lindenwirtin. Sonnenlicht,
weich' von unsrem Wege nicht,
halt das Herze hell und klar,
froh wie heute immerdar!"

Bunte Chronik



*** Aus der Geschichte des Walzers.** Man sollte es kaum glauben, daß unser Walzer, dieser Patriarch unter den modernen Tänzen, seinerzeit auch Anlaß zu allerlei Beanstandungen gegeben hat. Ursprünglich kannte man eben noch gar keine Drehtänze. Die ersten Tänze wurden „getreten", d. h. die Paare nahmen sich an der Hand und trippelten im Kreise herum; daher auch der Name „Reihen" für diese älteste Art der Tänze. Erst im fünfzehnten Jahrhundert kamen die „Drehtänze" auf, bei denen sich die Paare umeinander drehten, zunächst ohne sich anders als bei den Händen zu fassen. Diese Drehtänze erregten schon Ärgernis, und es wurde in vielen Verordnungen gegen sie eingeschritten. Sie gaben die erste Veranlassung, von dem Viervierteltakt, der bei den „getretenen" Tänzen üblich war, zu dem Dreivierteltakt überzugehen, und damit war die Bahn für die Entwickelung des Walzers frei. Doch erst im 18. Jahrhundert, nachdem die Herrschaft der vielen französischen Tänze, die die Zeit des Rokkoko auch in Deutschland zur Einführung gebracht hatte, gebrochen war, begann der Walzer seinen Siegeslauf, der ihn bis in das 20. Jahrhundert hinein zu dem vornehmsten und beliebtesten aller Tänze machte.

*

*** Der tückische Steckbrief.** Steckbriefe haben es in sich. Man muß sie sich jedenfalls sehr genau ansehen, ehe man auf sie hin etwas unternimmt. Sonst wird man statt des vermeintlichen Sträflings selber mit der Haftzelle bekannt. Das mußte zu seinem Leidwesen ein Schlossermeister in einer süddeutschen Stadt erfahren. Er interessierte sich ungemein für Steckbriefe, und kürzlich glaubte er denn auch einen Riesenschlag führen zu können. Bei einer Züricher Bank war eine Riesenveruntreuung vorgekommen, und auf die Ergreifung des Täters war eine hohe Belohnung gesetzt. „Gesicht oval, Nase länglich" war in dem Steckbrief gesagt, und neben den Angaben stand das Bild des Defraudanten. Der Schlossermeister hatte bald heraus, daß der Defraudant kein anderer als ein möblierter Herr sein konnte, der in seinem Hause wohnte. Gesicht oval, Nase länglich, alles stimmte. Und auch das Porträt wies, wenn man den dazugewachsenen Bart hinwegnahm, unverkennbare Ähnlichkeit auf. Statt nun aber zur Polizei zu gehen und seinen Verdacht dort kundzugeben, ging der biedere Mann ins Wirtshaus, gab auf die zu erwartende Belohnung eine Runde nach der anderen aus und erzählte der aufhorchenden Gesellschaft Schauermärchen von dem möblierten Herrn, der sich ihm gleich von vornherein verdächtig gemacht habe. Und in gehobener Stimmung beschloß man zu dem vermeintlichen Defraudanten hinzuziehen und ihn im Triumph zur Polizei zu schleppen. Gesagt, getan. Man geht hin, singt auf der Straße vor dem Fenster des Betreffenden ein Liedchen, das nicht gerade lieblich klingt, und fordert daraufhin den „Verbrecher", der am Fenster erscheint, auf, hinunterzukommen und sich zur Polizei führen zu lassen. Der aber dreht den Spieß um und ruft seinerseits telephonisch die Polizei herbei. Und als der Haufe sich gerade in das Haus ergießen will, da erscheint die heilige Hermandad und verhaftet, nicht den „Verbrecher", sondern den Steckbriefdeuter und seine Kumpane. Sie hatten in der Eile übersehen, daß der Defraudant vor einigen Tagen in Steinach bereits verhaftet worden war. Und die Folge: Anklage wegen verleumderischer Beleidigung, Nötigung, Bedrohung, groben Unfugs. Man muß auch mit Steckbriefen umzugehen wissen.

Verantwortlich für die Schriftleitung K a r l B e n d i s c h in Bromberg. Druck und Verlag von A. D i t t m a n n G. m. b. H. in Bromberg.